Nils Noir

SHERLOCK HOLMES
Die Monsterbraut

Basierend auf den Charakteren von
Sir Arthur Conan Doyle

BLITZ

**Dieses Buch gehört zu unseren exklusiven Sammler-Editionen
und ist nur unter www.BLITZ-Verlag.de versandkostenfrei erhältlich.
In unserem Shop ist dieser Roman auch als E-Book lieferbar.
Bei einer automatischen Belieferung gewähren wir Serien-Subskriptionsrabatt.
Alle E-Books und Hörbücher sind zudem über alle bekannten Portale zu beziehen.**

© 2026 BLITZ-Verlag
Redaktion: Danny Winter
Titelbild: Mario Heyer
Logo: Mark Freier
Umschlaggestaltung: Mario Heyer u.V. der KI Software Midjourney
Vignette: Mario Heyer
Satz: Gero Reimer
Gedruckt in der EU
Alle Rechte vorbehalten
ISBN 978-3-69440-103-2

Hinweis zur KI-Nutzung:
Das Cover und das Deckblatt (Seite 1) dieses Buches wurden mit Unterstützung von künstlicher Intelligenz erstellt.

Inhalt

Das sonderbare Verhalten des Caleb McCanery
6

Die Monsterbraut aus Camden Town
43

Drei Jockeys ohne Pferd
78

Der Napoleon des Verbrechens
114

Das sonderbare Verhalten des Caleb McCanery

1

Caleb erschrak beim Hereinkommen. Die Räumlichkeiten sahen gespenstisch aus. Pandoras in verstaubten Theaterkostümen standen herum und an den Wänden hingen Bilder, die derart scheußlich waren, dass einem beim Hinsehen die Augen brannten. Ob er sich in der Tür geirrt hatte, war die Frage, die er sich stellte. Er trat einen Schritt zurück, um noch einmal auf das Schild vor dem Eingang zu schauen. Dort stand Zahnarztpraxis Dr. Kariosus und nicht Panoptikum des Grauens. Also war er richtig. Zumindest rein theoretisch. Sein Gefühl sagte ihm aber, er sollte sich besser nach einem anderen Zahnklempner umschauen. Doch gerade wo ihm der Gedanke kam, abzuhauen, wurde die Sprechstundenhilfe auf ihn aufmerksam. Sie sah Caleb in der halboffenen Tür stehen und bat ihn, hereinzukommen. Jetzt gab es kein Zurück mehr.

»Good Morning, Madam«, stammelte Caleb unsicher, als er zu ihr an die Rezeption trat. »Mein Name ist, äh, McCanery.«

»Mr. Canery. Schön«, sagte die Sprechstundenhilfe, die aussah, als käme sie von einem anderen Stern. Sie trug eine purpurfarbene Hochsteckfrisur und ihre Augen waren umrahmt von langen spitzen Wimpern.

»Mir, äh, ist meine Plombe herausgefallen«, erklärte Caleb.

»Verstehe«, sagte das violette Ungeheuer und lächelte. »Haben Sie die Plombe dabei?«

Caleb hatte die Plombe in ein Taschentuch gewickelt und mitgenommen. Sie steckte in der Außentasche seines Mantels. Doch wollte er das für sich behalten, da er die Chance sah, von hier zu entkommen. »Oh, nein«, sagte er entschuldigend und schlug sich mit der flachen Hand gegen die Stirn. »Die Plombe liegt noch bei mir zu Hause. Am besten ich geh' schnell noch mal los, um sie …«

»Das macht nichts«, unterbrach ihn die Sprechstundenhilfe, und ein breites Lächeln teilte ihr Gesicht in zwei ungleiche Hälften. »Sie bekommen eine neue von uns. Dadurch entstehen Ihnen keine weiteren Kosten. Das übernimmt die Krankenkasse. Sie können also hierbleiben, Mr. McCanery.«

Verfluchter Mist, dachte Caleb, und sah zu, wie die Sprechstundenhilfe seinen Namen in das Bestellbuch kritzelte.

»Nehmen Sie bitte noch einen Moment im Wartezimmer Platz. Gleich da vorn.« Die Sprechstundenhilfe zeigte mit ihrer Bleistiftspitze in Richtung Waiting Room. »Sie werden aufgerufen.«

Calebs Blick fiel auf das vergilbte Stoffbild an der Wand. Es hing gleich neben der Garderobe, an der er seinen Mantel aufhängte. In den Stoff war ein Zitat eingestickt. Es war von dem Schriftsteller Rudyard Kipling.

I hate going to the dentist, but I have to bite the bullet

Dieser Satz stammte aus der Zeit, als es noch keine Narkose gab, und Soldaten, die im Krieg operiert werden mussten, eine Patrone aus weichem Metall in den Mund gesteckt bekamen. Auf diese konnten sie beißen, um die Schmerzen besser zu ertragen. Das beruhigte Caleb ungemein. Er setzte sich zu den anderen Patienten ins Wartezimmer, die allesamt dicke Backen hatten. Es handelte sich bei den Herrschaften also um Härtefälle, die bestimmt weder Zahnseide noch Zahnpulver zu Hause hatten. Bestimmt waren ihre Münder voll mit schädlichen Bakterien, die sich bereits über ihr gesamtes Immunsystem ausgebreitet hatten. Das würde heißen, dass sie alle krank waren, was wiederum bedeutete, dass er ernsthaft in Gefahr war. Wenn der Zahnarzt ausschließlich Patienten behandelte, die ihre Mundhygiene vernachlässigten, war nicht auszuschließen, dass man sich hier mit einem tödlichen Virus infizierte. Die Hände des Doktors waren sicherlich voll von Krankheitserregern. Caleb spürte, wie sich kalter Schweiß auf seiner Stirn bildete. Er würde an diesem schrecklichen Ort sein Leben verlieren und zu einem ausgestopften Ausstellungsstück ihrer Galerie werden. Diese Vorstellung machte ihn zunehmend unruhiger. Nervös rutschte er auf seinem Stuhl herum. Er musste weg von hier, wenn er den nächsten Tag erleben wollte. Aber was sollte er der Sprechstundenhilfe sagen? Sie würde ihn nicht gehen lassen. Caleb blickte herüber zur Rezeption. Das purpurfarbene Ungeheuer war gerade nicht zu sehen. Wahrscheinlich war sie austreten. Jetzt oder nie, sagte Caleb sich und lief schnurstracks zum Garderobenständer. Seinen Mantel in der Hand, hörte er

die Stimme der Sprechstundenhilfe. Schrill klang sie in seinen Ohren und ließ ihn zusammenfahren.

»Sie können jetzt hineingehen, Mr. McCanery.«

Caleb blickte irritiert über seine Schulter und sah das violette Ungeheuer hinter sich im Flur stehen. »Ja, äh, jetzt schon? Aber ich bin doch gerade erst gekommen.«

»Wir können Sie vorziehen. Ich habe das gerade mit dem Herrn Doktor abgeklärt. Machen Sie sich keine Gedanken.«

Die Sprechstundenhilfe wies mit der Hand den Flur hinunter zu einer Tür, die verschlossen am Ende des Ganges lag. »Behandlungszimmer zwei«, sagte sie, und es klang wie eine Verurteilung. »Der Doktor erwartet Sie bereits.«

Unmöglich, jetzt noch aus der Nummer herauszukommen. Das war sein Ende. Den Tod vor Augen, schlurfte Caleb den Flur hinunter zu seiner Hinrichtung. Der Vollstrecker wartete bereits mit seinen Folterinstrumenten. Es war ein älterer Herr mit Haaren, die weiß, wie sein Kittel waren, und die Gerätschaften, die ihn umgaben, waren allesamt Museumsstücke. Er lächelte freundlich, als er Caleb begrüßte. Aber trauen konnte man ihm sicherlich nicht. Wer arbeitete heutzutage noch mit einem Bogensehnenbohrer? Dieser Mechanismus war vollkommen veraltet. Die modernen Bohrer hatten eine Tretfunktion, wie eine Nähmaschine. Tausend Umdrehungen in der Minute konnte man mit der Fußwippe erreichen, wodurch weniger Schmerzen beim Bohren entstanden. Der Bogensehnenbohrer hingegen, verursachte starke Vibrationen, da er sehr langsam lief. Caleb hatte mal etwas darüber gelesen.

Bestimmt empfand Dr. Kariosus Gefallen daran, andere Leute zu quälen. Darum benutzte er diesen veralteten Krempel.

Als Caleb sich auf den Stuhl setzte, sprach er ein Gebet. Er sagte es in seinen Gedanken auf, und hoffte, dass Gott ihn erhörte. Viel Hoffnung machte er sich allerdings nicht.

2

Caleb McCanery war bei der London and North Western Railway angestellt. Die Premier Line verband London mit den Midlands, sowie Manchester, Liverpool und Schottland. Auf all diesen Strecken war Caleb im Einsatz. Er war der Guard im Zug, also derjenige, der die Verantwortung für den reibungslosen Ablauf hatte. Er gab das Abfahrtssignal in den Bahnhöfen und er behielt den Fahrplan im Auge. Sein Rang war höher als der des Kontrolleurs, der die Tickets abknipste. Dafür war er längst nicht mehr zuständig. Doch machte ihn das keineswegs hochmütig. Caleb hatte nichts geschenkt bekommen in seinem Leben und sich seine Position hart erarbeitet. Trotzdem, oder vielleicht gerade deswegen, blieb er demütig.

Der heutige Tag war ein schöner. Das Wetter war herrlich, auf ihrer Tour nach Liverpool, geradezu königlich, und die Stimmung an Bord des Zuges konnte nicht besser sein. Etwas unangenehm waren nur die Nachwirkungen von dem Äther. Dr. Kariosus hatte ihm eine ordentliche Ladung bei seiner gestrigen Behandlung verpasst, da er

bohren musste, wie er Caleb erklärt hatte. Und da sich das Narkosemittel noch nicht vollends abgebaut hatte, spekulierte Caleb, halluzinierte er heute. Er hörte eine Stimme, die eigentlich nicht da sein dürfte.

Das erste Mal an diesem Tag hörte er sie auf dem Bahnsteig in Birmingham. Sie rief nach ihm, darum hatte er sich umgesehen. Aber niemand war in der Nähe gewesen. Alle Passagiere saßen im Zug und warteten darauf, dass die Fahrt fortgesetzt wurde. Also hob Caleb die Kelle und blies in seine Pfeife. In Winsford dann hörte Caleb die Stimme wieder. Doch dieses Mal war sie wesentlich leiser. Sie klang weit entfernt, und in Collins Green und später in Rainhill war sie überhaupt nicht mehr zu hören. Somit war Caleb sicher, das Ganze überstanden zu haben, und freute sich auf seinen Feierabend.

Als sie am Abend im Intercity-Bahnhof London-Euston einfuhren, war die eigenartige Stimme längst verstummt. Nun plagte Caleb etwas anderes. Er hatte einen riesigen Hunger.

Bei einem deutschen Metzger aus Hohenlohe in Württemberg, der als Pork Butcher hohes Ansehen in London genoss, kaufte Caleb sich ein Stück gepökelten Schinken und wunderbare Würstchen in zarten Schafsaitlingen. Diese verspeiste er zu Hause gleich als Erstes mit einem großen Klacks Colman's Mustard-Senf. Den gröbsten Hunger erst einmal gestillt, machte er sich an die Zubereitung des Schinkens, für die er sich nun Zeit nehmen konnte. Eine gute Stunde kochte Caleb den Schinken weich, bevor er ihn mit Schmalz in der Pfanne schmorte.

Zu dem gebratenen Fleisch aß er ein paar Toasties und trank exportiertes Flaschenbier. Caleb liebte es, Bier aus der Flasche zu trinken. Er hatte immer ein paar in seiner Speisekammer. Meist Porters, aber auch India Pale Ale oder Stouts. All die Biere gab es unten in dem kleinen Grocer-Shop von Mr. Kinley. Dort kaufte Caleb gern ein, da er bei Mr. Kinley anschreiben konnte, falls er mal nicht genügend Bares dabei hatte.

Nach seinem Abendessen wusch Caleb das Geschirr in der Spülschüssel in der Küche und stellte es in das Abtropfgestell, damit es trocknen konnte. Den Abwasch erledigte Caleb immer sofort, damit er es sich danach auf dem Sofa in der Stube gemütlich machen konnte. Dort las er, bis es Zeit wurde, ins Bett zu gehen. Caleb war Fan reißerischer Horror-, Detektiv- und Science-Fiction-Geschichten. Er fand sie in Heften wie den Penny-Dreadfuls oder den Yellowbacks, die er sich in den Zeitungsläden der Stadtbahnhöfe kaufte. Auch heute Abend las er eine wirklich spannende Story. Doch schaffte er es nicht, sie abzuschließen. Er hatte gerade mal zwei Seiten der sechzehn Seiten starken Schauerliteratur gelesen, als sich plötzlich die Stimme zurückmeldete. Aber dieses Mal war sie lauter, viel lauter, als bei all den anderen Malen. Calebs Kopf vibrierte wie ein Gong, als sie ertönte, und das Schundheft zitterte zwischen seinen Händen. Waren Stimmen, die man glaubte zu hören, nicht die ersten Anzeichen von eintretendem Wahnsinn? Nervös zuckten Calebs Augen in ihren Höhlen. Er fürchtete sich davor, den Verstand zu verlieren. Es würde ihn seinen Job kosten, wenn er

es täte. Darum musste er sich dagegen wehren und versuchen, sich abzulenken. Also legte er das Schundheft zur Seite. Horrorliteratur war jetzt nicht das Richtige, um auf andere Gedanken zu kommen. Er sollte an etwas Schönes denken, dachte Caleb. Also dachte er an Shirley aus der Bahnhofsbuchhandlung und summte ein Liedchen dazu. Aber dies konnte die mächtige Stimme nicht übertönen. Erneut dröhnte sie durch seinen Schädel und versetzte ihn in Schwingungen.

»Caleb, ich rede mit dir. Ab heute bin ich dein Herr und Meister. Ich bin der, der dich lenkt, jeden deiner Schritte.«

»Nein, bitte. Sei still«, flehte Caleb und sprang kreischend vom Sofa. Wo kam nur diese Stimme her, war die Frage, die er sich stellte, als er sich panisch im Zimmer umblickte. War es vielleicht Gott, der zu ihm sprach? Nein, Gott war ein Energiefeld und kein Wesen, das sprechen konnte. Das hatte Caleb aus einer Science-Fiction-Story. Aber was sollte er jetzt damit anfangen? Er entschied, in einen Pub zu gehen. Dort konnte er sich unter das Volk mischen und sich betrinken, bis er schlafen konnte. Er griff sich seinen Mantel, stürmte zur Tür hinaus und polterte mit seinen Botten die Treppen im Hausflur hinunter. Er verursachte einen höllischen Lärm. Aber die Stimme konnte er trotzdem hören.

»Du kannst nicht vor mir weglaufen, Caleb«, sagte sie zu ihm. »Versuch es erst gar nicht. Ich folge dir, egal wohin auch immer du gehst.« Caleb reagierte nicht auf die Worte. Er hatte nur einen Gedanken. Sobald er im Pub wäre, würde er die Stimme ertränken.

3

Holmes war zusammen mit Watson auf einer Lachgasparty. Veranstaltungen dieser Art waren gerade populär in London. Meist waren es Mediziner, die dazu einluden, sich selbst zu anästhesieren. Das dazu benötigte Gasreservoir stellten sie zur Verfügung, ebenso die Inhalationsaufsätze. Die neu erfundenen Masken machten den Konsum von Lachgas attraktiver. Vorher musste man es durch aufgepumpte Tierblasen einatmen. Daher interessierten sich nur sehr wenige für den privaten Konsum. Es galt als unästhetisch. Die Masken jedoch hatten einen regelrechten Hype ausgelöst. Auch der Meisterdetektiv war begeistert von der neuartigen Erfindung, die man sich bequem über Mund und Nase ziehen konnte. Er überlegte ernsthaft, sich eines dieser Geräte für zu Hause anzuschaffen. Gas brachte Leichtigkeit in den Alltag, da es eine euphorisierende Wirkung hatte. Dagegen konnte Mrs. Hudson doch nichts haben. Er würde sie gleich morgen mal fragen, ob er sich solch einen Automaten bestellen durfte.

»Mr. Holmes, Sie sind ein Lügner«, gackerte Lady Lustlip vergnügt. Sie war nicht weniger high, als er es war, wenn nicht sogar higher. Fußhoch schwebten sie über dem samtbezogenen Chesterfield-Sofa, auf dem auch andere Damen saßen, die ihnen aufmerksam zuhörten. »Sie wollen mir doch nicht erzählen, dass Sie immer noch Solo sind.«

»Aber, was ist so sonderbar daran?« Holmes blickte fragend in die Runde und die Damen, die ihn umgaben,

lachten hinter vorgehaltenem Fächer. Sie glaubten, der Meisterdetektiv beliebte zu scherzen. Dabei war seine Frage ernst gemeint. Was war schon dabei, Junggeselle zu sein?

»Na, sagen Sie mal.« Lady Lustlip spitzte ihre Lippen. »Ein Mann braucht doch eine Frau.«

Holmes wunderte sich ein wenig über diese Aussage. Sie klang irgendwie anklagend. Als ob man gesetzlich dazu verpflichtet wäre, eine Frau an seiner Seite zu haben. War diese Ansicht nicht etwas kleinbürgerlich?

»Aber mir geht es gut«, erklärte der Meisterdetektiv. »Und außerdem habe ich Mrs. Hudson. Sie versorgt mich hervorragend.«

»Aber Mr. Holmes, jetzt reden Sie doch nicht solch einen Unsinn«, säuselte Lady Lustlip, die nun näher an ihn heranrückte. »Ihr Hausmütterchen kann Ihnen doch nicht geben, wonach Ihnen körperlich verlangt. Sie kann Sie ernähren, sicherlich, und Ihnen die Kleider waschen. Aber wenn es des Nachts juckt im Bett, was tun Sie dann?«

»Was meinen Sie mit *jucken?* Sprechen Sie von Ungeziefer?«

Ein lautes Gelächter brach in der Runde aus, und auch Holmes lachte, einfach weil es ihn vergnügte, zwischen all den fröhlichen Damen zu sitzen.

»Sie haben einen köstlichen Humor, Mr. Holmes«, sagte Mrs. Champerlain und strahlte.

»Finden Sie?« Holmes irritierte diese Bemerkung. »Ich meinte es vollkommen ernst«, sagte er. »Ich weiß, wie es ist, wenn es juckt. Glauben Sie mir. Ich hatte mal

Bettwanzen. Sie stachen mich des Nachts. Aber zum Glück hat Mrs. Hudson sie alle erledigt.«

»Ach, wirklich«, kreischte Ms. Ivy vergnügt und wedelte mit ihrer Champagnerflöte. »Aber geheiratet haben Sie sie nicht deswegen, oder?«

Holmes konnte den angeschickerten Damen nicht mehr folgen. Er entschied, sich aus der Runde zu verabschieden. Doch gerade, als er sich erheben wollte, wurde er von Lady Lustlip daran gehindert. Ohne Vorwarnung stürzte sie sich auf ihn und begrub Holmes unter sich in den Kissen. Holmes kannte diese Art der Zuneigung durch einen Fall in der Vergangenheit. Eine Sekretärin hatte einst das Gleiche mit ihm angestellt. Auch sie hatte sich auf ihn geworfen und ihm ihre Zunge in den Hals gesteckt, wie Lady Lustlip gerade. Sie rührte in seinem Mund herum, wie mit einem Schneebesen in einer Schüssel. Man nannte es Knutschen. Eine merkwürdige Beschäftigung. Holmes hatte das Gefühl, einen besonders dicken Regenwurm verschluckt zu haben. *Pfuideibel!*

Er drängte das aufdringliche Frauenzimmer zur Seite und sah den Moment gekommen, die Flucht zu ergreifen. Mit der Begründung, dass er kurz für kleine Jungs müsse, entschuldigte er sich bei den anwesenden Damen und ging mit zerzausten Haaren von dannen. Was für ein Hühnerhaufen, dachte er. Es ging ihnen nur um Albernheiten. Holmes dürstete nach einer Konversation mit Tiefe. Darum machte er sich auf die Suche nach seinem Freund Watson. Sie hatten sich bereits vor Stunden verloren. Bei der Größe der Veranstaltung konnte das passieren. Sie war riesig,

in jeglicher Hinsicht. Überall, wo Holmes sich umsah, herrschte eine ausgelassene Stimmung. Alle waren außer Rand und Band. Watson allerdings, war nicht unter ihnen. Holmes fand ihn etwas später an einer kleinen Bar, die etwas versteckt in einem der hinteren Zimmer lag. Der Doktor saß dort zusammen mit einem anderen Herrn, mit dem er gemeinsam Daisy Bell grölte. Selten hatte Holmes seinen Freund derart über die Stränge schlagen sehen. Er hatte völlig die Contenance verloren. Aber bei dem, was Watson gerade durchmachte, wunderte es den Meisterdetektiv wenig. Mary hatte sich vorübergehend von ihrem Mann getrennt. Doch wie Holmes das einschätzte, war ihre Rückkehr sehr unwahrscheinlich.

Mary war bereits aus ihrem Haus in der Guilford Street gezogen und wohnte nun bei einer Freundin in Ealing. Der Stadtteil von London war als Königin der Vororte bekannt. Es war also anzunehmen, dass Mary sich dort wohlfühlte. Außerdem war sie sehr nachtragend, wie Watson meinte. Die kurze Liaison zwischen ihm und seiner Assistentin Ms. Jannings, würde sie ihm nie verzeihen. Dabei hatte er überhaupt nichts mit Ms. Jannings. Er hatte sie nur einmal geküsst, um sie zu trösten, da sie sehr traurig war, wie Watson aussagte, als Mary ihn verhörte. Aber Mary, die die beiden in der Praxis erwischt hatte, als sie ihren Mann von der Arbeit abholen wollte, sah es als Vertrauensbruch, den man nicht wieder gutmachen konnte. Die musste gerade reden. Jahrelang hatte sie Watson angelogen, was ihre Herkunft betraf. Davon mal abgesehen, glaubte Holmes auch nicht, dass Mary